



Neumärksches Wochenblatt.

Donnerstag, den 21sten April.

Pläne und Schicksal.

(Fortsetzung.)

Der Frühling hatte längst sein angenehmes Geschäft beendigt, die Erde als Braut mit der Blütenkrone zu schmücken; aus dem satten Grün der Kirschbäume leuchteten bereits Früchte hervor, erröthend, daß das Geheimniß der süßen Umarmung durch ihre Gegenwart verrathen werde. Die Fruchtfelder Garbendorfs wogten wie hellgrüne Wellen im Hauche des Westwindes, und aus dem Storchneße des Kirhdaches schauten bereits junge Störche herab, als ein hochbepackter Reisewagen langsam die Anhöhe sich hinanbewegte, von dessen Gipfel man eine reizende Aussicht auf eine zur Rechten fortlaufende waldige Bergreihe hatte, die zur Hälfte die Landschaft begrenzte, während auf der andern Seite die Landstraße durch eine mit Dörfern bedeckte Ebene sich durchwand, die das lachende Bild eines großen Gartens darbot.

Auf einem dieser Berge ragte die Ruine einer Burg aus dem Walde herüber, von der Abendsonne beleuchtet, die dem alten Gesteine einen lieblichen Farbenton gab, der sich scharf abschnitt von den blaugrünen Tinten der Umgebung.

„Das ist Einfelds, die Wiege meiner Ahnherrn!“ sagte die Präsidentin von Pfeiler zu ihrer Begleitung mit einem wichtigen Blicke auf das alte Monument untergegangener Herrlichkeit.

Die Reisegesellschaft hatte hinlängliche Muße, die Ruine und die sie umgebende Gegend zu betrachten, denn der Postillon hielt und legte

wegen des etwas steilen jenseitigen Abhanges den Hemmschub an.

„Am Fuße von Einfelds liegt Moorungen mit der Gruft meiner Ahnen,“ fuhr die Präsidentin erläuternd fort, „und etwa ein Stündchen davon Garbendorf, das Ziel unserer Reise, nach dem ich mich sehne, weil ich durch Hitze und Fatigue bis zur Ohnmacht ermüdet bin.“

Der Postillon trieb die Pferde an; langsam rollte der Wagen hinab. Das schleifende Rad knarrte und pfliff über die einzelnen Steine der Straße hinweg, und machte ein verzweifelttes Accompagnement zu dem Liedchen des Rosslenkers, der zu Fuß nebenherging und sich gleichfalls sehnte nach einem frischen Trunke, wie seine vierfüßigen Untergebenen.

„Wißt ihr den Weg nach Garbendorf, Postillon?“ fragte die Präsidentin.

„Ich bin noch nie dort gewesen,“ antwortete dieser, „aber ich und meine Braunen werden ihn schon finden.“

„Der Weg wendet sich von der Landstraße ab,“ fuhr die Präsidentin fort, „wenn ich mich anders recht erinnere, denn es ist lange her, daß ich nicht in der Gegend war.“

„Wo geht's nach Garbendorf zu?“ fragte der Postillon da, wo sich die Wege trennten, einen daherkommenden Landmann.

„Nur rechts hinein gegen den Wald,“ antwortete der Befragte.

„Wie weit ist's noch bis dahin?“

„Zwei Stunden!“

„Möhrenschiemelsapperment!“ brummte der Postillon, „da wird's Nacht, bis wir hinkommen.“

Er hielt, hob den Hemmschuh aus, bestieg sein Sattelroß und lenkte gegen den Wald.

Ein halbes Stündchen mochte er durch lichter Gehölze auf dem nicht zum besten erhaltenen Wege dahingetraft seyn, als sich dieser wieder in zwei Arme theilte.

Ein derber Fluch kündigte die Verlegenheit des Rosselenkers an, welcher nicht wußte, welchen er wählen sollte. Eben wollte er bei der Herrschaft im Wagen sich Rath's erholen, als ein junger Bursche, einem Jäger gleichsehend, aus dem Gebüsche trat, und den Postillon mit „guten Abend, Schwager!“ anredete.

Dieser, erfreut, einem lebendigen Auskunftsmittel zu begegnen, hielt an, trug demselben seine Bedenken vor, indem er zugleich einige Lobeserhebungen über den „malefiziösen“ Weg einfließen ließ.

„Welcher Schalk hat Dich denn auf diesen gewiesen?“ fragte der Jägersmann.

„Ein Bauernlümmler,“ versetzte der Postillon, „der im nächsten Graben seinen Abendtrunk holen soll, wenn er mich angeführt hat.“

„Was giebt es denn?“ fragte die Präsidentin, durch das Stillhalten aufmerksam gemacht; „Johann! frag' er doch.“

„Excellenz! der Postillon ist auf unrechten Wegen,“ versetzte dieser.

„Mein Gott!“ rief die Präsidentin, „und es wird Abend. Mit wem spricht denn der Postillon, Johann?“

„Mit einem Fremden, den ich nicht kenne,“ versetzte der gutmüthige Besitzer des Bockes.

„Schalkopf!“ replicirte die Dame, und den Kopf weit aus dem Wagenfenster streckend, herrschte sie heraus: „Postillon! was giebt es? Mit wem spricht er? Warum hält er? Wo sind wir?“

Dieser, ärgerlich über die Irrfahrt, entgegnete etwas unsanft: „Im Walde sind wir, und auf falschem Wege sind wir! Wenn nur der Schuft den Hals bräche.“

„Wer soll den Hals brechen, Johann?“ fragte die Herrin.

„Excellenz! ein Bauer, der uns den Weg recommandirt hat,“ antwortete dieser.

„Das ist eine ärgerliche Geschichte!“ fuhr die Excellenz fort und wandte sich dann mit den Worten zu dem Fremden: „Mein Freund! will er wohl für ein gutes Trinkgeld dem Postillon auf den rechten Weg helfen?“

„Umsonst und mit Vergnügen!“ versetzte dieser.

Der Postillon lenkte nach der Anleitung des neuen Wegweisers, der vorausging, in einen der zwei Wege, den er vorsichtig verfolgte, übrigens bei jeder schlimmen Stelle einige Flüche in die Nähe und Ferne sandte.

Unterdessen war die Dämmerung eingetreten; der Wald wurde dichter, statt lichter, und ehe man sich's versah, war der Wegweiser verschwunden.

„Landsmann!“ rief der Postillon und rieb sich die Augen, um besser zu sehen.

Aber kein Landsmann weit und breit.

„Ist der Kerl blind geworden oder bin ich unsichtbar?“ brummte er vor sich hin.

„Ich wollte lieber den Eilwagen nach Constantinopel geführt haben, als diese Frauenzimmercarrete mit dem Maikäfer auf dem Bock!“ Er schrieb den Vorderpferden einige Gedankenstriche auf die Rücken, knallte dann mehrere Male, um seiner herben Empfindung Lust zu machen oder Hülfe herbeizuführen, als plötzlich einige Reiter von sonderbarem Aussehen sichtbar wurden und der Erste, mit einem ungeheuren Barte geziert, ein donnerndes „Halt!“ rief, während die Andern den Pferden in die Zügel fielen.

„Nun ist das auch Manier?“ rief der Postillon.

„Still,“ rief der Bärtige, „oder ich spalte Dir den Schädel bis auf den Sattelnopf!“

„Was giebt es schon wieder?“ rief die Präsidentin zum Wagen heraus.

„Räuber!“ flüsterte Johann, der Maikäfer, der bei der Drohung des Schädelspaltens mit einem Saße vom Bock herabgestiegen war, um sich hinter dem Wagen zu verbergen.

„Ergebt Euch!“ brüllte die Stimme des Anführers.

„Wer seyd Ihr?“ frug die Präsidentin beherzt; „wer wagt es, friedliche Reisende auf offener Straße anzuhalten?“

„Ich bin Hans vom Hof,“ entgegnete der Bärtige, „und übe das Faustrecht, das immer mehr verschwindet in dieser miserablen Zeit, wo nicht die Klinge, sondern der Gänsekiel entscheidet.“

„Und ich bin die Präsidentin, Freifrau von Pfeiler, geborne Freiin von Einfeld, und befinde mich, so viel ich weiß, auf dem Gebiete meines Bruders, des Freiherrn von Einfeld zu Garbendorf und Moorungen.“

„Desto besser!“ entgegnete Hans vom Hof, „so mag der Bruder die Schwester lösen aus meinem Gewahrsam mit schwerem Golde, bis

dahin wandert Ihr ins Burgverließ, wo Kröten und Eulen nisten und die Schlangen — will ich sagen: wo Kröten und Schlangen nisten, und die Eulen eine schaurige Nachtmusik heulen. Fort!”

Das Kammermädchen kreischte im Wagen, als sie von dem Ungeziefer hörte, und dem tapfern Johann klapperten die Zähne vor Wuth, daß er seine Courage zu Hause vergessen hatte.

Da sprengte ein hoher Reiter herbei, rufend: „Zurück, Hans vom Hof, wenn Dir Dein Leben lieb ist!”

In demselben Augenblicke wurde das niedrigste Blondköpfchen am Schlage sichtbar, das in Flötentönen bat: „Schonen Sie friedliche Frauenzimmer, die im Vertrauen auf ihr angeborenes Schutzrecht sorglos ihren Weg verfolgen, und eher auf Hülfe rechnen, als Beleidigungen fürchten.“

Kaum waren diese Worte gesprochen, als Hans vom Hof unter dem Ausrufe: „Donnerwetter!” sein Pferd herumgerissen fühlte, und binnen wenig Secunden war Freund und Feind verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Die großen Jagden in Ostindien.

Die Raubergewalt, welche die Tiger auf einige Thiere ausüben, gilt in Ostindien für eine ausgemachte Thatsache. Erblickt ein Reh eines jener Raubthiere, so bleibt es auf der Stelle stehen, als wäre es vom Blitzstrahle getroffen, oder von einer mächtigen Kraft zurückgehalten, und so verweilt es unbeweglich auf dem Punkte, bis der Tiger nur noch einige Schritte weit von ihm ist; ein um so unbegreiflicherer Umstand, als der Tiger, der nur schwer und sehr ungern läuft, es sonst nie erreichen könnte. Der Feuerchein, welcher dem Auge dieses Raubthieres entströmt, ist nie schauderhafter als zur Nachtzeit, wenn eines davon in einem Walde angetroffen wird, und nur durch die in Indien beobachtete Vorsicht, brennende Fackeln zu tragen, oder einen Trommelschläger mit sich zu führen, gelingt es den Reisenden, die Tiger zu verscheuchen. Bemerkenswerth bleibt es, daß, möge der Tiger auf Beute lauern, oder gesättigt und unbekümmert um Raub seines Weges wandeln, er beständig von einem Schwarme Vögel umringt wird, welche ein Nothgeschrei erheben; und der Pfau scheint insbesondere bestimmt zu seyn, die

Nähe des Thieres zu verkündigen. Sobald der Pfau eines Tigers ansichtig wird, eilt der ganze Schwarm zum stöhnenden Gefährten hinzu, worauf die Männchen sich niederlassen, und, als wollten sie entweder aus Furcht oder aus Achtung diesem furchtbaren Tyrannen einen feierlichen Akt der Huldigung darbringen, schlagen sie mit ihren Schweifen sämmtlich ein Rad. Die Jäger, welche jeden Vortheil zu benutzen wissen, pflegen, um sich einem großen Schwarm wilder Pfauen gehörig zu nähern, sich hinter einer bemalten Wand zu verbergen, auf welcher sie ein gestopftes Tigerfell annageln; auf diese Art sehen sie sich bald auf halbe Flintenschußweite, und in die Mitte der schwärmenden Pfauenwolke gebracht.

Beim Denkmale Poniatowski's, an der Elster im Gerhardschen Garten bei Leipzig.

Hier, wo jetzt der Elster klare Welle
Ruhig durch die grünen Fluren rollt,
Und an Poniatowski's Grabesstelle
Gleichsam Ehrfurcht seinen Manen zollt,
Kämpfte einst mit den empörten Wogen
Er, der edle, große Polenheld,
Aber die ergriminten Fluthen zogen
Ihn hinab zur düstern Schattenwelt.

Leise haucht der Zephyr an dem Male,
Wo er kämpfend in die Fluthen sank,
Wo er aus der blutbespritzten Schale
Seines Lebens letzte Reize trank. —
Polen, Polen senke deine Fahnen,
Wie dein Glückstern lange sich gesenkt!
Heimwärts ging zu seinen großen Ahnen
Deiner Helden kühnster, blutgetränkt.

Tiefgebeugt stehn hier Polonia's Söhne,
Und beweinen ihres Feldherrn Tod;
Zarter Nachtigallen Klagentöne
Grüßen schwärmerisch das Abendroth.
Und ich seh' mit ausgespannten Flügeln
Polen's Nar im glanz erfüllten Licht,
Der verjüngt aus blauen Wolkenbügeln
Wie ein Blitz die Dämmerung durchbricht. —

D. Zeise.

M i s c e l l e n .

Unsere Leser werden öfters von den Eigenthümlichkeiten gehört haben, mit denen man in England noch heute den St. Valentinstag (14. Februar) begeht. In früherer Zeit wurde derselbe anders gefeiert. Die eigentliche Ceremonie an diesem Tage war die Ziehung einer Art Lotterie, welcher Gebräuche folgten, die einige Aehnlichkeit mit dem Pfänderspiele hatten. Ein alter Reisender sagt: „An diesem Tage feiern die jungen Leute in England und Schottland nach einem sehr alten Herkommen ein kleines Fest. Es vereinigt sich eine gleiche Anzahl von Mädchen und unverheirath-

theten Männern; ein jedes schreibt seinen eigenen oder irgend einen andern Namen auf ein Blättchen Papier, das zusammengerollt wird. Diese Papiere werden nach einander aus einer Vase zc. gezogen, so daß die Mädchen die Papiere der jungen Männer und die jungen Männer jene der Mädchen erhalten. So erhält jeder junge Mann ein Mädchen, das er seine Valentine nennt, und jedes Mädchen bekommt einen jungen Mann, der ihr Valentin ist. Hat das Loos die Gesellschaft auf diese Weise in Paare getheilt, so muß jedes Mädchen ihrem Valentin einen Kuß geben und sich von demselben den ganzen Abend hindurch die Cour machen, tractiren lassen zc. Es ist nicht seltsam, daß aus solchen durch das Loos zusammengeführten Paaren wirkliche Ehepaare werden.“ (In etwas zahlreicher Gesellschaft dürfte diese Liebeslotterie, wenn man sie bei uns nachahmen wollte, eine recht angenehme Unterhaltung gewähren.)

Amalie Winter (Frau v. Groß in Weimar) eine schon ältliche Dame, schreibt in einer Novelle, die Mulattin: Lieben heißt, sich sehnen nach dem Lichtstrahl seiner Blicke, wie der Reisende in der Wüste nach dem Sonnenaufgang; und geht sie auf, die Sonne, und beleuchtet sie unsere selbst geschaffene Welt, dann sinken wir zusammen unter ihren verzehrenden, überwältigenden Strahlen und möchten beinahe wünschen, es sey Nacht. Lieben heißt fühlen, daß unsere eigene Existenz mit der des Geliebten verschmolzen ist, daß wir nur leben, weil er lebt, uns nur freuen, weil er sich freut, nur leiden, weil er leidet, nur sind, weil er ist, und unser ganzes Seyn nur haben, um es ihm zu weih'n. Die Liebe erhöht auch die Demuth, und je tiefer wir uns beugen vor unserm Abgott, je weniger scheint unsere Anbetung würdig, der Ausdruck unserer Liebe zu seyn. Wir meinen, nur ihm anzugehören, wenn wir unser eigenes Selbst aufgegeben haben. Lieben heißt aber auch das eigene Selbst willig aufgeben. Dieses, wie jedes Opfer, welches sie bringen kann, scheint der Liebenden Nichts. Die Liebende berücksichtigt nichts mehr in der Welt, Eltern, Vaterland, Freunde, Natur, Gesellschaft, selbst Religion, scheinen ihr nur geringe Weihrauchkörner, die sie auf dem Altar ihres Herzens anzündet und für den Geliebten emporlodern läßt, als feurige Opferflamme für ihn. — So Amalie Winter. — Wie wenige Frauen lieben aber auf diese Weise; wie wenige Männer sind werth, so geliebt zu werden! —

Als ein nicht unmerkliches Zeichen der Zeit kann der Bericht in dem „Journal de Bordeaux“ betrachtet werden, daß das Zustromen zu den Predigten des Hrn. Lacordaire, in der Cathedralkirche von Bordeaux, so ungeheuer ist, daß in der Kirche selbst Schranken errichtet werden müssen, bei welchen Soldaten aufgestellt sind, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Der Einlaß in die Kirche geschieht nur durch Eintrittskarten, und doch sind schon alle Plätze besetzt, drei Stunden vor Anfang des Gottesdienstes.

Es werden in Deutschland jährlich für ungefähr drei Millionen Flechten zu Strohhäuten eingeführt, welche wohl, wenn nicht ganz, doch zum größern Theil in Deutschland selbst verdient werden könnten. Der Absatz in deutschen Strohflechten unterliegt keiner Schwierigkeit, weil dieser in Deutschland noch nicht heimische Industriezweig durch einen Schutzzoll begünstigt ist. Wie durch Verfertigung der Strohflechten viele Hände beschäftigt werden können, zeigt unter Anderm der Ort Sedern in Oberhessen. In diesem Orte machten sich eine Anzahl ehrbarer Männer die Aufgabe, der ärmeren Klasse Beschäftigung zu verschaffen, und brach-

ten es bald so weit, daß mehr als 100 Individuen, größtentheils Kinder von 9 bis 14 Jahren, Beschäftigung, folglich auch Verdienst erhielten, und daß in den Monaten November, December, Januar und Februar des vorigen Winters durchschnittlich 200 bis 250 Erwachsene und Kinder mit Flechten beschäftigt waren. Die Fertigkeit im Flechten wurde auf eine überraschend schnelle Weise erlernt, und es wurden in 120 Arbeitstagen seine Geflechte von gespaltenem Stroh und fast eben so viele Geflechte von ganzem Stroh gefertigt, deren Werth zwischen 800—900 fl. netto angeschlagen wird.

Für die durch den Schiffer Herrn Rothschuh auf den Wunsch seiner verstorbenen Ehegattin an die hiesige Stadtpfarrkirche geschenkten zwei Altarkerzen sage ich hierdurch den besten Dank.

Landsberg a. d. W., den 19. April 1842.

L. Oberheim,

Vice-Superintendent und Archidiaconus.

Bau- und Nutzholz-Verkauf.

Kiefern Bauhölzer in verschiedener Länge und Stärke, Blöcke, Bohlenstangen, Dachstöcke zc. sollen hier am Dienstag, den 26. d. M., Vormittags 9 Uhr, in der Forst an Ort und Stelle verkauft werden.

Forsthaus Stolzenberg, den 18. April 1842.

Schäffer.

Das adliche Dominium Prittisch, 1½ Meile von Schwerin a. d. W., verpachtet vom 1. October d. J. ab einen unmittelbar an der Chaussee von Berlin nach Posen neu zu errichtenden Gasthof nebst Stallungen, sammt 60 Morgen Land, auf mehrere Jahre. Meldung beim unterzeichneten Gutsbesitzer.

Prittisch, im April 1842.

v. Broekere.

Eine Weißgerberei, an der Warthe gelegen, nebst Wohnhaus und Garten, steht zu verkaufen oder zu verpachten bei

Joseph Treitel,
in Landsberg a. d. W.

Mein Haus, Brückenvorstadt Nr. 6, nebst Garten, bin ich Willens zu Michaelis d. J. an einen guten realen Schankberechtigten auf mehrere Jahre zu billigen Bedingungen zu verpachten. In diesem Hause ist bereits seit einigen dreißig Jahren nicht allein geschenkt, sondern auch getanzt worden, wozu ein großer Tanzsaal eingerichtet ist.

H. G. Ritter.

800 Rthlr. zu 4 Prozent werden auf ganz sichere Hypothek zu leihen gesucht. Von wem? erfährt man in der Expedition dieses Blattes.

Eine Stube nebst Kammer, vorn heraus, ist zu vermieten bei Hentel auf der Brückenvorstadt.

In der Baderstraße Nr. 90 ist zu Michaelis d. J. eine Stube zu vermieten.